

Übersetzung aus:

Wysokie Obcasy (Magazin der Gazeta Wyborcza)

Warszawa/ Warschau, Nr. 4 (148) 26.01.2002, S. 26 – 30

Text: LESZEK WOLUSIUK

Fotos: MARCIN ŁOBACZEWSKI

Nach Warschau kam ich als Europäerin, aber die Polen gestatteten es mir nicht, „bloß“ eine Europäerin zu sein. „Du bist doch Deutsche“, riefen sie mir in Erinnerung.

Lisaweta von Zitzewitz

Versöhnlerin

ICH BIN EIN NACHKRIEGSKIND. Die heutigen Deutschen sind der Ansicht, nach Pommern führen nur ältere Menschen, die dort aufgewachsen sind. Ich selbst bin zwar „erblich belastet“. Doch der Schmerz, von der Heimat Abschied nehmen zu müssen, blieb mir erspart. Anders war es mit meinem Vater Heinrich Eugen von Zitzewitz und seiner Familie, die Zitzewitz, das heutige Sycevice, unseren Familiensitz zwischen Schlawe/ Sławno und Stolp/ Słupsk, 1945 verlassen mussten. Mein Vater sprach selten darüber, nur manchmal erinnerte er an die Wälder, die Wiesen und die verstreut liegenden Dörfer: „In Pommern ist es so schön.“ Meine Schwester, mein Bruder und ich verstanden das nicht. Schließlich fuhr ich einmal selbst im Mai nach Pommern, als gerade die Wiesen und die Bäume in den Obstgärten blühten – und da begriff ich, was er gemeint hatte. Das sollte er doch noch einmal sehen, wünschte ich mir. Als er mich zusammen mit meiner Mutter in Warschau besuchte, wo ich Ende der siebziger Jahre polnische Philologie studierte, bat ich ihn, mit uns nach Sycevice/ Zitzewitz zu fahren. Doch er lehnte ab: „Der Heimweh-Tourismus ist nicht meine Sache.“

Mein Vater war das älteste von sieben Kindern. Als Achtzehnjähriger wurde er 1943 zur Wehrmacht eingezogen; bei Kriegsende fand er sich in jenem Teil Deutschlands wieder, der später der westliche genannt werden sollte. Seine Familie konnte lange nicht aus Zitzewitz fliehen, denn der Lehrer des Dorfes, ein Mitglied der NDSAP, wachte über die Einhaltung des Führerbefehls, dass ein jeder Deutscher „bis zum Endsieg“ auszuharren habe. Als die Front im März 1945 näher kam und die Rote Armee die Wege nach Westen versperrte, machte sich mein Großvater mit seiner Familie in Richtung Osten auf, zu Verwandten nach Zezenow (heute Cecenowo) bei Leba. Dort bat ihn seine Cousine, sie zu einem Gespräch mit den Russen zu begleiten. Sie hatte einfach Angst in dieser „Stunde der Frauen“, als die Rotarmisten Vergewaltigungen verübten. Die Russen interessierten sich jedoch nicht für sie, sondern für den 48 Jahre alten Wilhelm, denn deutsche Männer im wehrpflichtigen Alter waren damals entweder an der Front oder in Gefangenschaft. Sie verhafteten ihn und brachten ihn fort. Später suchten wir den Großvater über das Rote Kreuz, aber er blieb verschollen. Meine Großmutter Elisabeth aus der pommerschen Familie von Puttkamer musste noch bis 1947 mit ihren vier jüngsten Kindern in Cecenowo/ Zezenow bleiben – ohne Mann, ohne Beruf und ohne ihre drei ältesten Söhne.

Cecenowo/ Zezenow liegt an der Schnittstelle zwischen Westpommern (d.h. dem früheren deutschen Hinterpommern) und dem polnischen Pommern. „Die Slowinzen, die die Moore zwischen der Ostsee, dem Lebasee und dem Garder See bewohnten, sprachen bis zum Krieg eine aus dem Slawischen stammende Sprache,“ erzählt Kazimierz Kallaur aus Słupsk/ Stolp, der eine Dissertation über die Geschichte dieser Region schreibt. „Im Gegensatz zu den Kaschuben waren die Slowinzen Protestanten. Früher waren sie in Pommern derart zahlreich, dass die letzte Herzogin aus der Greifendynastie im 17. Jahrhundert ein Gebetbuch in ihre Sprache übersetzen ließ. Bis in unsere Zeiten hat eine kleine Gruppe in den Fischerdörfern überdauert. Als das Land 1945 polnisch wurde, gefiel den letzten Slowinzen die neue politische Ordnung nicht. Auch bei den Katholiken stießen sie auf kein Verständnis, deshalb siedelten sie – wie viele Masuren,

Ermländer und Schlesier – nach Deutschland über. Geblieben ist von ihnen das Freilichtmuseum in Kluken und der Slowinzische Nationalpark“, sagt Kallaur.

Der fehlende Dachboden – eine Schicksalsgemeinschaft

Erst zwei Jahre nach dem Krieg landete meine Großmutter in Berlin und ließ sich dort mit allen ihren sieben Kindern nieder. Meinem Vater haftete diese Geschichte wie eine große Wunde an. Er empfand keinen Hass, er kannte sehr wohl die Gründe, die zum Verlust der Heimat geführt hatten. Nach dem Krieg lernte er sogar Russisch und gab mir den Namen Lisaweta, schließlich trägt bei Dostojewski jede zweite Heldin diesen Namen. Ein halbes Jahrhundert lang jedoch mochte er das Land seiner Väter nicht besuchen. Er fürchtete sich davor, wie er auf das reagieren würde, was es nicht mehr gibt.

„Ich bin nicht nach Pommern zurückgekehrt, denn man kann nur dorthin zurückkehren, wo man früher schon einmal war“, gebe ich zur Antwort, wenn Deutsche und Polen mich fragen, warum ich hier in Kulice/ Kütz lebe. Aber ich lerne Pommern voller Interesse kennen. Je länger ich hier bin, desto mehr fühle ich mich diesem Land verbunden. Ich finde hier nicht nur manche noch erhaltenen Spuren von der Familie meines Vaters wie zum Beispiel Wappen an Gutshäusern oder Porträts in Museen, sondern ich habe auch das Gefühl, mit den heutigen Bewohnern Pommern in einer Art Schicksalsgemeinschaft zu leben. Das 20. Jahrhundert war das Jahrhundert der Umsiedlungen. Auch wenn die Deutschen aus anderen Gründen aus ihren Ostgebieten vertrieben wurden als die Polen aus den ihrigen, so waren doch die Folgen für die nächsten Generationen recht ähnlich.

Mein Vater ließ sich nach dem Krieg in Berlin zum Schauspieler ausbilden, danach schloss er 1955 die Hochschule für Bildende Künste ab. Dort lernte er meine Mutter Gertraude kennen, aus der bürgerlichen Familie von Otto und Charlotte Niedt. Meine Mutter träumte davon, Tänzerin zu werden, was ihren Eltern aber nicht gefiel. Da sie Englisch konnte, arbeitete sie bei den amerikanischen Besatzern als Übersetzerin und... gab jüngeren, mutigeren Mädchen Tanzunterricht.

„Das ist irgendein Hochstapler“, argwöhnte Großvater Otto Niedt, als er den adligen Namen seines künftigen Schwiegersohns hörte. Meine Eltern heirateten im Jahre 1949. Mein Vater, der alles verloren hatte, machte unter den damaligen Umständen eine gute Partie. Auch mir fehlte es an nichts. Die ersten fünf Jahre verbrachte ich mit meinen Eltern bei den Großeltern Niedt in einem Villenviertel in Berlin – Lichterfelde. Schon damals fiel mir auf, dass es bei Großmutter Charlotte einen Dachboden mit lauter altem Trödel gab, bei der Mutter meines Vaters jedoch nichts dergleichen. Als wir nach Braunschweig umzogen, zauberten meine Freundinnen ständig irgendwelche alten Sachen von ihren Großmüttern hervor. Was aber konnten wir, die Kinder von Flüchtlingen, ihnen zeigen? Den Siegelring einer verstorbenen Großmutter? Einen Koffer mit ihren Heften? Später begriff ich, dass die Tradition der Familie meines Vaters mündlich überliefert wird und dass das keineswegs weniger wert ist, aber ein Kind empfindet doch vor allem das, was es sieht und berühren kann. Wir besaßen keine Erinnerungsstücke, die uns hätten bewusst machen können, wer wir waren.

Die Polen, die nach 1945 nach Pommern zogen, fühlten sich dort nicht zu Hause. Viele Jahre lang wohnten sie in einst deutschen Häusern, beteten in einst deutschen Kirchen und besuchten einst deutsche Schulen, aber psychisch gewöhnten sie sich nicht ein. In gewissem Sinne wussten auch sie nicht, wer sie waren.

Auf Grund dessen, so scheint mir heute, können sich die vertriebenen Deutschen und die Polen, die nun in ihren Häusern und Städten leben, relativ leicht miteinander verständigen. Das erfuhr auch mein Vater. In den neunziger Jahren ergriff ihn die Nachricht, in Sycevice/ Zitzewitz werde eine Kirche gebaut. Eine katholische Kirche, während er selbst Protestant war, doch die Religionen waren für ihn nie eine orthodoxe Angelegenheit. Der neuen Kirche in seinem Heimatdorf könne er doch eine seiner Bildhauerarbeiten schenken, dachte er sich. Dann käme er nicht als Tourist auf der Suche nach der Vergangenheit, sondern könnte hier selbst etwas einbringen. Drei Jahre vor seinem Tod rang er sich dazu durch. Und was war das für eine „Rückkehr“! Die Wiederbegegnung mit Pommern gab ihm sehr viel, die Ärzte meinten sogar, sie habe ihm noch ein paar Lebensjahre geschenkt, denn er war schon damals sehr krank.

„Diese Alle führt nach Gatz, unserem zweiten Gut“, schrieb Heinrich Eugen von Zitzewitz 1995 in dem Erinnerungsbuch „Mit dem Pinsel durch Hinterpommern“ über Sycevice – Zitzewitz. „Mein Vater, Wilhelm von

Zitzewitz, ritt täglich nach Gatz und wünschte, dass ich ihn begleiten solle. ‚Du wirst einst meinen Platz innehaben und dein Sohn später deinen Platz, aber das Land wird immer das gleiche bleiben‘, sagte er. ‚Unsere Familie hat hier, urkundlich nachweisbar, 600 Jahre lang gelebt, einzelne Dokumente reichen bis in das Jahr 1140 zurück.‘“ Die Erinnerungen wurden von „Dorzecze“, der Jahreszeitschrift des Landes Slawno/ Schlawe, veröffentlicht. Heute schmücken Bildhauerarbeiten, Reliefs und Gedenktafeln des 1998 verstorbenen Künstlers die Kirchen in Sycewice/ Zitzewitz und Slawno/ Schlawe. Gegen Ende seines Lebens lernte Heinrich von Zitzewitz Polnisch und schrieb in dieser Sprache Briefe: „Lieber Herr Direktor, ich höre von Lisaweta, dass meine Ausstellung auch nach Piła/ Schneidemühl geht. Herzlichen Dank! Ich freue mich, dass Sie sich für die Fortsetzung meiner Erinnerungen an Schlawe interessieren.“

Berlin 1968

Mit 16 Jahren verbrachte ich im Rahmen eines Schüleraustauschs zwei Monate in den USA, in einem Vorort von Chicago. Schon vorher hatte ich begonnen, aus dem Lehrbuch meines Vaters Russisch zu lernen, allerdings eher aus Spaß, ohne ein konkretes Ziel. Erst in den Staaten begriff ich, wie sehr ich Europa verbunden bin.

Die ältere Generation wollte uns junge Deutsche zu beispielhaften Europäern erziehen. Man fuhr zum Jugendaustausch nach Frankreich und sprach über das gemeinsame Europa. Aber es gab auch eine Kehrseite: man „drückte sich vor der Geschichte“. Die Deutschen wollten nicht mit dem „Dritten Reich“ in Verbindung gebracht werden, sondern ausschließlich mit Europa. Unsere Lehrer wussten nicht recht, was sie mit den Jahren 1933 – 1945 machen sollten. Für uns Schüler endete die deutsche Geschichte mit dem Jahre 1933, danach begann gleich Europa. So war es in der ersten Hälfte der sechziger Jahre.

Im Jahre 1968 forderten rebellierende Studenten, die Elterngeneration solle sich zu der Vergangenheit bekennen. Sehr stark war das in West-Berlin zu spüren, dem Zentrum der damaligen Revolte. Ein Teil der Professoren vermochte den psychischen Druck und die Forderungen nach mehr Demokratie an den Hochschulen nicht auszuhalten und ging fort. Die damalige Bewegung führte auch in Irrwege, in den Terrorismus, doch letztlich brachte sie mehr positive als negative Resultate. Die politische Demokratie, welche die Amerikaner den Deutschen nach dem Krieg übergestülpt hatten, hatte bis 1968 noch nicht alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens erreicht. Als die Studenten feststellten, dass sie das System nicht sprengen konnten, traten sie den sogenannten Marsch durch die Institutionen an: Sie trugen ihre demokratischen Ideale und Sehnsüchte in die Institutionen hinein, in denen sie nach dem Abschluss ihrer Studien zu arbeiten begannen.

Im Zuge dieser Entwicklung wurde Willy Brandt Kanzler, sein Motto lautete „Mehr Demokratie wagen“. Er rückte von der Doktrin seiner Vorgänger ab, derzufolge die Bundesrepublik Deutschland keine diplomatischen Kontakte mit Staaten unterhielt, welche die DDR anerkannt hatten. Zwar hatte es schon früher den berühmten Brief der polnischen Bischöfe an ihre deutschen Amtskollegen gegeben, doch erst Brandt vollführte einen wahren Durchbruch. Sehr bald kam es zur Unterzeichnung des deutsch-polnischen Vertrages, in dem die Oder-Neiße-Grenze anerkannt wurde.

Zu jener Zeit machte ich gerade Abitur und sog wohl für immer und ewig den Geist auf, der sich damals regte. Ich begann Russistik, englische Philologie und Erziehungswissenschaften zu studieren, erst in Berlin, dann in Hamburg. Nach dem Studium machte ich ein Praktikum bei der Wochenzeitung DIE ZEIT, die damals von Marion Gräfin Dönhoff geleitet wurde, der in Ostpreußen geborenen Fürsprecherin der deutsch-polnischen Aussöhnung. Bis heute übersetze ich Artikel, die über sie in der polnischen Presse erscheinen und schicke sie ihr.

„In der Grenzregion genügt die Politik der Gesten, Ansprachen und Visitenkarten nicht mehr. Hier begegnen sich tagtäglich Tausende von Polen und Deutschen. Die Bewohner der Grenzregion suchen in der Nachbarschaft Vorteile und konkrete Zusammenarbeit“, sagt Andrzej Kotula vom Büro für internationale Zusammenarbeit der Stadtverwaltung von Szczecin/ Stettin und Redakteur des deutsch-polnischen Periodikums „Transodra“. „Hier haben wir die Euroregion Pomerania. Auf dem Papier ist alles so wie in einer kleinen Europäischen Union: Wirtschaft, Grenzübergänge, Technologieverkehr, Schulwesen... Das Hauptziel ist die nachhaltige Entwicklung der Region auf beiden Seiten der Grenze. Doch die Wirklichkeit in der

Grenzregion knistert. Die wichtigsten Wirtschaftsentscheidungen werden ohnehin in Warschau getroffen, und von dort aus ist die Grenzregion nur schwach zu sehen.

Gombrowicz und der späte Gierek

In der zweiten Hälfte der siebziger Jahre begann Polen immer mehr Ausländer zum Studium ins Land zu holen. Die Volksrepublik wollte damit ihre Weltoffenheit demonstrieren, und man muss zugeben, dass viele von jenen, die damals dort studierten, heute in ihren eigenen Ländern eine Art „Botschafter“ Polens sind. Ich erhielt ein UNESCO-Stipendium für ein Postgraduiertenstudium an der Warschauer Universität. Als Forschungsthema gab ich den Schriftsteller Witold Gombrowicz an. Bis heute gefällt mir seine Haltung, das Bewusstsein, dass ein erwachsener, intelligenter Mensch seine Träume nicht in der gleichen Weise wie ein Jugendlicher realisieren kann. Dass man nur für einen kurzen Moment die berühmte „Fresse“ abwerfen kann. Wenn wir mit anderen Menschen zusammen sein wollen, dann müssen wir uns ihnen zumindest ein bisschen anpassen. Natürlich gilt es, Distanz gegenüber der Form zu wahren, dennoch spielen wir anderen Menschen gegenüber ständig eine Rolle.

Alles, was ich heute mache, hat seine Wurzeln in jenem Studienaufenthalt 1977/78. Ich verbrachte diese Zeit keineswegs nur in Bibliotheken, sondern bin durch das Land gereist und lernte viele Menschen kennen, ganz normale Polen aus der Epoche des „späten Gierek“, die das System nicht mehr übermäßig fürchteten und mit der „Planwirtschaft“ irgendwie zurechtkamen. Da keiner viel besaß, ging es recht locker zu, in Gesprächen nahm man kein Blatt vor den Mund. Ich wusste natürlich von dem schwierigen Leben der Opposition, aber im Vergleich zu der UdSSR oder auch selbst der DDR waren die Polen viel freier. Nach Warschau war ich als Europäerin gekommen, doch die Polen gestatteten es mir nicht, „bloß“ eine Europäerin zu sein. „Du bist doch Deutsche“, riefen sie mir in Erinnerung. Zuvor hatte ich relativ wenig über die deutsche Geschichte gewusst. In Warschau jedoch hingen an fast jedem Haus in der Innenstadt Tafeln zur Erinnerung an Menschen, die hier von der Gestapo erschossen worden waren, häufig lagen Blumen davor, und es brannten Kerzen. Im damals so grauen Warschau waren das die einzigen farbigen Tupfer. Und die Polen wollten mit mir darüber sprechen, obwohl sie von vornherein versicherten: „Du bist nach dem Krieg geboren, du bist daran nicht schuld.“ Für mich aber wurden diese Gespräche immer mehr zu einem Herzensbedürfnis. Mein Interesse für die Geschichte erwachte. Man könnte sogar sagen, dass ich die deutsche Geschichte durch die polnische Geschichte kennen lernte.

Nach der Rückkehr nach Deutschland schrieb ich für DIE ZEIT einen langen Artikel über das Alltagsleben in Polen. Daraufhin schlug mir ein Verlag aus München vor, ein Buch über Polen zu schreiben. Ich sagte zu, aber bald darauf kamen der August 1980, die Solidarność und die Verhängung des Kriegsrechtes. Immer wieder warfen die Ereignisse das über den Haufen, was ich geschrieben hatte und zwangen mich, Kapitel für Kapitel zu überarbeiten. Schließlich erschien 1992 das Buch „5mal Polen“, eine Art Führer durch die polnische Geschichte und das heutige Leben in Polen. Außerdem schrieb ich Reportagen und Rezensionen über polnische Literatur.

Der Fall der Mauer veränderte mein Leben ein weiteres Mal. Damals gelangte ich zur Ostsee-Akademie in Travemünde bei Lübeck und begann deutsch-polnische Tagungen zu organisieren. Nachdem Philipp von Bismarck, der Präsident der Akademie, den Pachtvertrag für das Gutshaus in Kulice/ Kütz unterschrieben hatte, bot er mir eine Stelle in der dort entstehenden deutsch-polnischen Begegnungsstätte an. Das Gutshaus stand nach der Auflösung des Staatsgutes leer und verfiel zusehends. Die Mittel für den Wiederaufbau stellten die deutsche Regierung und die Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit zur Verfügung.

Nicht einmal Fußball

„Manchmal hindert uns die weiter oben demonstrierte politische Korrektheit“, sagt Andrzej Kotula. „Anstatt die anstehenden Probleme zu lösen, suchen Beamte und Politiker der Welt zu zeigen, wie hervorragend die Zusammenarbeit an der Grenze klappt.“ „Und wie sind wir doch europäisch,“ wirft Ilse Sarecki ein, die viele Jahre lang in Szczecin/ Stettin Deutsch unterrichtete und heute mit ihrem polnischen Ehemann in Ueckermünde lebt. „Ein Beispiel? Die deutsch-polnischen Gymnasien. Eines von ihnen befindet sich in Löcknitz, es wird auch von Schülern besucht, die aus dem nahen Police/ Pölitz anreisen. Die Tatsache, dass die polnische Seite ihre Kandidaten sorgfältig auswählt, während von der anderen Seite jedermann diese

Schule besuchen kann, weckt bei den Deutschen mitunter Verdruss. Die Integration wird auch dadurch erschwert, dass die Polen nur zum Unterricht dorthin fahren und die Schüler im Anschluss daran nicht einmal gemeinsam Fußball spielen. Unsere Hochschulen haben die Schulzeugnisse von der anderen Seite der Oder lange Zeit nicht anerkannt – Abiturienten, die eine polnische Universität besuchen wollten, mussten daher zusätzlich noch die polnische Reifeprüfung ablegen. Und so absolvieren die polnischen Schüler in Löcknitz und in Police/ Pölitz gleichzeitig zwei Programme und erhalten Zeugnisse sowohl vom deutschen Gymnasium als auch vom polnischen Lyzeum.“ „Wir haben so viele Erfahrungen gemacht, dass es keine Spannungen zwischen Warschau und Berlin hervorruft, wenn wir uns hier unangenehme Dinge und Fehler vorwerfen. Unnötigerweise tendieren wir dazu, einen geräuschvollen Aktionismus zu betreiben und in ‚Versöhnungskitsch‘ zu verfallen“, sagt Andrzej Kotula. „Und eine weitere Polnische Woche in Deutschland oder ein deutsches Festival in Polen anzukündigen“, ergänzt Ilse Sarecki.

Die Enkel kommen nicht

Viele ältere Deutsche reisen mit einem „Erinnerungsvorrat“ nach Pommern, immer häufiger teilen sie ihn mit den polnischen Bewohnern und zeigen ihnen Familienfotos. An diesem Brückenbau haben die Landsmannschaften ihren Anteil: Sie ermöglichten es den Vertriebenen, die Erinnerung zu pflegen und in gewisser Weise die Vergangenheit dieses Landes zu bewahren. Anders als in Polen, wo es den Vertriebenen aus den Ostgebieten bis 1989 nicht gestattet war, sich zusammenzuschließen. Der heute 87jährige Philipp von Bismarck verließ 1945 das Gutshaus in Külz, in dem 1995 die Begegnungsstätte der Europäischen Akademie Külz-Kulice eingerichtet wurde. Gelegentlich fährt er hierher und kann dann seine Bewegung nur schwer verbergen, aber seine Kinder und Enkel kommen im Grunde nicht. Die vertriebenen Deutschen kennen diese Gebiete gut und haben zu ihnen eine ganz persönliche Beziehung. Sie könnten hier investieren und Arbeitsplätze schaffen, doch diese Generation nimmt solches nicht mehr auf sich.

In Kulice/ Külz finden Tagungen zur deutsch-polnischen Zusammenarbeit statt, die Themen reichen von den Problemen auf dem Lande bis zur europäischen Integration. Es gibt immer mehr Aktivitäten auf der kleinen, der regionalen Ebene. Das lässt sich noch nicht mit der Zusammenarbeit an den Grenzen innerhalb der Europäischen Union vergleichen, wo im Laufe von Jahrhunderten eine spezifische Grenzkultur und oft sogar eine eigene Sprache entstanden ist. Die deutsch-polnische Grenze an der Oder existiert erst seit fünfzig Jahren – und das unter wechselnden politischen Rahmenbedingungen. Da muss man etwas Geduld haben.

Bevor die Menschen in den lokalen Gemeinschaften zu handeln beginnen, müssen sie wissen, wer sie sind, wo sie leben und sich an diesem Ort sicher fühlen. Daher organisieren wir in Kulice/ Külz deutsch-polnische Tagungen zur Geschichte Pommerns. Wir werden auch die Gründung von Regionalmuseen unterstützen, in denen Exponate aus den Heimatstuben, welche die deutschen Vertriebenen eingerichtet haben, zu sehen sein sollten, aber auch das, was die ersten polnischen Siedler 1945 nach Pommern mitbrachten. Gleichzeitig ermuntern wir die Bewohner von Kulice/ Külz, uns Fotos für eine Ausstellung in der Akademie zur Verfügung zu stellen.

„Wenn die heutigen Bewohner mit diesem Land koexistieren möchten, dann müssen sie seine Geschichte kennen“, meint Bogdan Twardochleb, ein Journalist aus Szczecin/ Stettin. „Bis vor kurzem haben wir einen großen Teil der Vergangenheit verworfen. Es existierte nur eine Geschichte Pommerns in den Zeiten der polnischen Herrscher Mieszko I., Bolesław Chrobry (der Kühne) und Bolesław Krzywousty (Schiefmund). Danach erstreckte sich bis zum Jahre 1945 ein „großes Loch“, auf dessen Boden von Zeit zu Zeit irgendeine slawische Figur auftauchte, etwa Kažko aus Stolp bei Kazimierz dem Großen oder die Herzogin Anna Jagiellonka als Frau des Herzogs Bogislaw X. Die ‚löchrige‘ Geschichte ist eine verlogene Geschichte. Man kann nicht über die Vergangenheit Pommerns sprechen, ohne den Namen Bismarck zu erwähnen. Diese Familie gehört zur Geschichte der Region.“

„Vaterunser“ für die Bismarcks

In der täglichen Arbeit hat die nationale Zugehörigkeit immer weniger Bedeutung. Natürlich gibt es Konflikte, aber keine deutsch-polnischen, sondern sie drehen sich um Sachfragen. Mit dem Aufkommen des Marktes setzte das Ende der sogenannten „polnischen Wirtschaft“ ein. Gleichzeitig aber hörten sie Polen auch auf, derart neugierig auf die Welt zu sein, wie sie es in den Zeiten des Kommunismus gewesen waren. Klar, dass

sie heute nicht mehr so viel Zeit wie früher haben, dass sie sich immer mehr abhetzen müssen, um den Lebensstandard ihrer Familie auf annehmbarem Niveau zu halten. Dennoch tut es mir manchmal leid um die nicht enden wollenden, uneigennütigen Gespräche über alle möglichen Themen.

Mir scheint, dass all die Arbeit der „Berufsversöhner“ – wie man uns in Deutschland nennt – nicht vergebens ist. Vor kurzem kam eine Schulklasse aus Szczecin/ Stettin mit ihrem Geschichtslehrer zu uns. Wir gingen in den Park zum Grab von Käthe, der Mutter Philipp von Bismarcks, und ich erzählte etwas über sie. Zum Schluss sagte der Lehrer, in Polen sei es Tradition, an den Gräbern zu beten – und dann sprachen die vierzig Kinder laut das „Vaterunser“. Ein bewegendes Erlebnis.

In den siebziger Jahren wurden die deutschen Friedhöfe in Pommern zerstört. Doch sowohl die Deutschen, die ihre Heimat besuchen, wie auch die hier lebenden Polen wissen, wo die Friedhöfe waren. Heute stellt man dort Gedenktafeln mit Inschriften in deutsch und polnisch auf und sammelt die übrig gebliebenen Grabsteine. In Küz gab es in deutscher Zeit zwei Friedhöfe, von denen nur einige wenige Grabsteine die Zeiten überdauert haben. Wir haben diese Steine gesammelt und an der Kirche aufgestellt, doch irgendjemand nahm einen der Steine fort. Kurz darauf erfuhr ich, dass er sich bei einem Steinmetz befinden sollte. Ich fuhr mit dem Hausverwalter und der Köchin zu ihm, und wir erhielten den Stein ohne größere Probleme zurück. Bis vor kurzem wäre das völlig undenkbar gewesen – eine Deutsche und zwei Polen holen sich von einem anderen Polen einen deutschen Grabstein zurück. Die beiden Polen und ich waren einfach der Ansicht, dass dieser Stein dorthin zurückkehren müsse, wo er ursprünglich aufgestellt worden war.

LESZEK WOŁUSIUK